

Bettlauben

Autor(en): **A.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kraft zeigen sich damit an. Rauh und unsanft sind diese Stengel, aber im Licht zart und flau- mig umsäumt von einem Haarleid. Aus der schwellenden Knospe entfaltet sich dann das Sonnenrad, das alles andere zur Seite drängt, ja der Blütenbeginn ist wie die Geburt einer Sonne. Am Rande hat schon das helle Leuchten begonnen, die Mitte ist noch dunkel und glutver- hüllt. Bald strahlen aber die Sonnenblumen, die ihren Namen vom Sonnengott Helios ge- liehen haben und sich Helianthus nennen und strahlend ihren Sonnenkreis über alle andern Blüten des herbstlichen Gartens erheben. Im Flimmern der Luft sind die gelben Blüten wie feurige Zungen, die zu begnadeten Menschen ge- sprochen haben, zu van Gogh, dem Fanatiker der Farben, der sie mit allen strahlenden Kräf- ten neu geboren hat auf seinen Bildern.

Aber auch im Gärtchen des Pfarrerdichters Mörike, im weitabgelegenen Cleverjulsbach, standen Sonnenblumen, die einen Künstler be- feuerten, denn sie wurden ihm Zeichen und Sym- bol der singenden Kräfte seiner Seele.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen
Sehnend
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.

Wie die meisten der lohend leuchtenden Herbst- blumen unserer Gärten, etwa die Dahlien, kommt auch die Sonnenblume aus der Neuen Welt.

Die eigentlichen Blüten drängen sich im mitt- lern Blüteneller eng aneinander, sie haben Zeu- gungskraft und fabrizieren den Samen. Das Aufblühen beginnt außen am Rande und schrei- tet ringförmig nach innen vor und man sieht immer einen ganzen Kreis von Blüten mit gel-

hem Blütenstaub bedeckt. Summende Hummeln nehmen ihn an, tragen ihn fort als befruchten- den Lebensstaub, denn an ihren altmodischen Haarhosen bleibt alles hängen. Merkwürdig, erst reifen die männlichen Blütenpollen, und das Puderpulver schiebt sich aus den kleinen Röhren hervor, dann kommen aus den gleichen Röhren die weiblichen Stempel als nach außen gebogene Spiralen hervor, welche die Blütenpollen von andern Pflanzen, die eben die Insekten ver- mitteln, empfangen.

Nun werden die Wachstumskräfte rege, der tief unten sitzende, schwellende Samen treibt die Kleinblüten auseinander, und die fünf Backen der Blüten spreizen sich, rücken immer mehr aus- einander, bis man sie zuletzt wie trockene Hüllen abstreifen kann. Und neue Regelmäßigkeiten er- schließen sich unsern Augen. Der gefüllte Samen- teller zeigt sein strenges Streumuster. Kleine silberne Hüllblätter stehen zwischen einzelnen Kernen, und jetzt kommen wieder die Kelchblät- ter zur Geltung. Scharf stehen ihre zugespitzten Zipfel um den Blüteneller, ihre Innenseite mit dem matten Hellgrün kann sich nun erst zeigen, wie eine Innenseite kostbarer Handschuhe. Schwer und schwerer neigt die Samenlast den Samenteller. Und die großen Blätter decken den Stamm und den Samenkorb fast wie Palmen- wedel, bald kommen Meisen, um die ersten Kör- ner zu versuchen. So kehrt die Sonnenblume selbst zurück in ihren innern Kern, der alles für das kommende Leben birgt: schlanke Stengel, fahnenartig flatternde Blätter, den dichten Kno- spenschopf und zuletzt jene feurigen Strahlen, die van Gogh so liebte, Strahlen von Helios — Helianthus.!

Gaby Mathys.

Bettlauben

Wenn im Spätherbst der Föhn durch die Täler stürmt und der rauschenden Farbensym- phonie der Buchenwälder ein schauriges Sterbe- lied orgelt, dann ist an vielen Orten in der Schweiz „Bettlaubenzeit“. So gefürchtet der all-

gewaltige Machthaber Föhn im Wetterreiche ist, bringt er besonders dem, der auf Wiese und Feld, in Acker und Weinberg nichts zu erhoffen hat eine reiche Laubernte. Da ist es der Bu- chenwald, welcher dem Armen das Bett rüstet.

Um dem Waldboden die humusbildende Laubdecke nicht ganz zu rauben, gestattet nur der durch die Behörde angelegte Laubtag ein Einbringen der raschelnden Ernte. Solche forstlichen Vorschriften sind im Unter- und Oberheintal, in Werdenberg und im Sarganserland. Im Gonzerwald wird das Laub unter die Erschienen aufgeteilt. Jeder erhält sein Los, in dem er allein das Laub wischen kann. Im Kanton Glarus sind nur die Bürger berechtigt, das durch den ein bis zwei Tage wütenden Föhn bereitgeschaffte Bettlaub einzuheimen. Laubtage sind ferner in Niederweningen und Zollikon (Zürich), die auf einen bestimmten Tag durch den Weibel in den Wohnungen der Nutzberechtigten angelegt wird. Bettlauber steigen am allgemeinen Laubtag in aller Frühe der bewaldeten Höhe zu. Kräftige Männer tragen Hornschlitten und Handwagen, Frauen und Kinder Rechen, „Bettziechen“ (rohe, buntfarbige Bettanzüge) und Besen zum hohen Ziel hinauf. Hat man im weiten Buchenwalde einen günstigen Platz entdeckt, wo der Föhn eine reiche Beute zusammengeblasen hat, so beginnt die Erntearbeit. Von allen Seiten wischt man das dürre Buchenlaub in eine Mulde, wo die Bettanzüge oder Laubsäcke bequem gefüllt werden können. Aber bei diesem lustigen Treiben heißt es aufpassen, daß die stacheligen Buchenfrüchte sorgfältig entfernt werden. Denn sonst ist dann das Lager kein sanftes Ruhelassen. Ist der Laubsack zum Platzen voll, so wird er mit einer großen Nadel

und mit grobem Zwirn zugenäht. Von Stunde zu Stunde mehren sich dickbauchige Laubsäcke. Solche liegen nun überall im Walde, bis hoch hinauf unter die Felswand zwischen den entlaubten Bäumen. Brausend fährt oft der Föhn zwischen sie und wirbelt das übriggebliebene Laub hoch in die Luft.

Die Arbeit des Laubsammelns hat großen Durst gemacht, und die dicken Mostflaschen wandern hurtig von Hand zu Hand. Am Nachmittag werden die Laubsäcke zum Heimtransport verladen. Die einen führen ein paar Laubsäcke auf einem Handwagen davon, die andern türmen deren soviel als möglich auf einen Leiterwagen. Oft tragen die Frauen den Laubsack auf dem Kopf, während die Männer abwechselnd zwei zusammengebundene Säcke auf den Rücken nehmen. Auf allen Waldwegen und Stegen herrscht nun ein lustiges Leben. Man jauchzt, singt, lacht und scherzt. Am Abend räumt in den Hütten der Armen die Mutter die Laubsäcke in den „Kammern“ ein. Ueber frischem Laube bläht sich der Laubsack, der beim Zubettgehen kunstgerecht erstiegen werden muß. Daß es bei diesem Akte oft heitere Szenen gibt, kann man sich leicht denken.

Es ist allerdings nicht mehr allgemeiner Brauch, wie früher in den Ritterburgen, Bürgerhäusern und Bauernhütten, auf Laubsäcken zu schlafen. Die Matratze hat den Laubsack immer mehr verdrängt. Vielfach sammelt man das Laub nur noch als Streue für die Tiere.

A. K.

Geschicklichkeit — eine Macht

„Wer ist stärker als du?“ fragte Brahma die Kraft; die Kraft erwiderte: „Die Geschicklichkeit!“

Es ist eine hundertjährige Weisheit, daß die Geschicklichkeit stärker ist als die meisten anderen Fähigkeiten. Ein Mensch kann eine noch so hohe Bildung, ein noch so tiefgründiges Wissen besitzen, es hilft ihm nichts und ist nicht imstande, Erfolge herbeizuführen, wenn er seine Kenntnisse und sein Wissen nicht anzuwenden versteht.

Als Abraham Lincoln sich zum ersten Male um einen Posten als Staatsmann bewarb, ging er persönlich zu der Landbevölkerung, um ihre Stimme zu erlangen. Er kam gerade zu einer Zeit, da diese auf dem Felde damit beschäftigt war, das Getreide zu Bündeln zu ordnen. Die Mäher fragten Lincoln gar nicht nach seinem Programm, sie schienen nur wissen zu wollen, ob er genügend Muskelkraft besitze, um im Parlament ihre Sache zu vertreten. Da Lincoln